Die Feder

Autor(en): **Müller, Fritz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **18 (1917)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-750501

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

hoffe ich, würde eine soziale Verständigung möglich werden. Elsbeth Friedrichs geht mit mir einig, dass die Frauen die trennenden Mauern sprengen müssen; über das *wie* denken wir verschieden. Durch Kränzchen, Arbeits- und Diskussionsgruppen werden wir uns nicht finden, nicht mehr, als es die Männer am Biertisch und in Parteiversammlungen tun; wir Frauen würden uns ebenso einseitig in verblendete Gruppen spalten.

Durch Arbeit aller miteinander, füreinander werden wir uns erkennen und verstehen. Wir könnten mehr als bisher auch für unsere Fraueninteressen einstehen. Das Dienstjahr würde Einsicht bringen in das Fühlen der Mitmenschen, in das Wesen der Arbeit, in den Zusammenhang der Gesellschaft. Das Dienstjahr bildet den Grundstein zum Erwerb einer politischen Anschauung; bei der Bildung einer solchen ist das Primäre doch gewiss Kenntnis von Leben und Menschen.

Man wende nicht ein, ich denke daran, die Klassengegensätze aufheben zu können oder zu wollen, diese aber bedingen den gesamten Fortschritt unserer Kultur. Mit Verstehen meine ich allein Beseitigung jeder Verblendung und Verhetzung, dass die Ideen in möglichst reiner Gestalt miteinander ringen.

Ich schließe mit Worten der Verfasserin des Aufsatzes „Frauenrecht oder Menschenrecht": Verstehen, hier liegt die nächste Aufgabe für das weibliche Geschlecht."

Zu ihrer Erfüllung beizutragen, macht sich das weibliche Dienstjahr anheischig.

ZÜRICH IDA HILFIKER

□□□

DIE FEDER

Es war einmal eine Feder, die schrieb glänzend. Aber sie mochte schreiben, was sie wollte, sie hatte keinen Namen.

Da sagte das Papier unter ihr: „Ja, wenn du werden wolltest, was ich war —"

Aber was Stahl ist, kann zu keinem Lumpen werden, sie mochte schreiben, was sie wollte.

„Dann versuch's einmal mit Spritzen", sagte das Papier und schob ihr Widerhaare in den Lauf. Aber die Feder war zu gut, sie glitt darüber weg.

„Du wirst dich also biegen müssen, um zu deinem Recht zu kommen", sagte das Papier. Aber wie sich die Feder auch in Fechterstellung hin- und widerbog, das Verbeugen gelang ihr nicht, der Stahl war gar zu tüchtig.

„So lass dich denn in Gottesnamen kaufen", sagte ungeduldig das Papier. Aber es erwies sich, dass sie viel zu spröde war, um käuflich sein zu können.

„Mit dir ist gar nichts anzufangen, du wirst dir niemals einen Namen machen", sagte das verärgerte Papier, „mit solcher Feder muss ich die Beziehung lösen." Und es versagte sich ihr auf Jahre.

Was soll Federstahl, der kein Papier hat, tun? Er wird reihum zum Hammer und zur Schaufel, zur Schiene und zum Schwert. Zwölfmal ward sie umgegossen.

Was aber eine echte Feder war, kann nicht das Schreiben lassen. Es schrieb der Hammer und die Schaufel, es schrieben Schwert und Schiene. Weil aber kein Papier mehr da war, schrieb sich der Stahl in jeder neuen Form in jede neue Arbeit.

Hämmer schreiben wuchtig, Schaufeln schreiben ächzend, Schienen klirrend, Schwerter dampfend unter Schmerzen. Aber glänzend? — nein, da war kein Werkzeug, das nur glänzend hätte schreiben können.

Alles rundet sich zuletzt. Hunderttausend Züge, vollgepackt mit allen Freuden, allem Leid der Welt, rollten über die Schiene, dann wurde sie zum zwölften Male umgeschmolzen. Und ward wieder eine Feder.

Fernher kam ein Rauschen. Blätter drängten sich auf Blätter: „Beschreib' uns, Feder, hör', beschreibe uns!"

„Aber ich schreibe nicht mehr glänzend."

„Gleichviel, du schreibst mehr als glänzend, du schreibst tüchtig."

„Aber ich will mir keinen Namen machen."

„Gleichviel, von einer Feder deines Arbeitsrangs beschrieben zu werden, macht namenlos berühmt."

Da schrieb die Feder ein Werk, vor dem die Menschen stillestanden, voller Andacht, wie vor einem Abendhimmel, der sich flammend und voll Milde über taggetaner Arbeit segnend wölbt.

Und wussten nicht, dass diese Glut aus einem Edelroste floss, der die Feder am Ende eines arbeitsheißen Lebens selig überlief.

Geschäftig kamen sie von allen Seiten angeraschelt: „Noch einmal, Feder, noch ein solches Werk!“ Und sie bedrängten die Feder mit schwitzendem Tam-tam. Da lächelte die alte Feder, gab sich einen kleinen Ruck, der ihre arbeitsmüden Moleküle aus dem Zwangsverbande dieses Lebens löste, und zerfiel zu einem feinen Staube.

„Schade“, sagte die Kritik, „was hätte diese Feder leisten können, wenn sie nicht von einem harten Leben zermürbt worden wäre!“ Und sie schickten sich an, unter ihrem Mikroskop den Eisenstaub zu untersuchen.

Kam gnädiglich ein Wind und blies den Staub ins Weite. Sonnenküsse schaukelten ihn zu Grabe. Tief in die Erde wusch ihn Regen. Aeonen schlief er unbewusst im Schoß der Mutter. Bis es eines Tages glühend unter ihm emporschoss. Ein Vulkan spie eine Feuergarbe in die Welt. Kosmisch jugendfreudig flimmerte in ihr ein wenig Eisen. Nieder schlug sich's spinnwebzart auf eine erzne Halde. Aufgeschaufelt ward es. Durch die Eisenhütte rann es. Whumm, sprang eine neugestanzte Feder in die Welt:

Es war einmal eine Feder, die schrieb glänzend. Aber sie mochte schreiben, wie sie wollte, sie hatte keinen Namen.

Da sagte das Papier unter ihr: „Ja, wenn du werden wolltest, was ich war....“

FRITZ MÜLLER

□□□

NEUE BÜCHER

HERZ! AUFGLÜHE DEIN BLUT. Gedichte im Kriege von Heinrich Lersch. Verlag von Eugen Diederichs in Jena (1916).

Es ist eine interessante Tatsache, dass man die Poeten in Deutschland, die seit Beginn dieses Krieges etwas Bleibendes für die Kriegslyrik geschaffen haben, an den Fingern abzählen kann. Lersch ist nun beileibe nicht *der* Dichter, den wir für unsere Literatur erhofft haben (und noch erhoffen) — zu dieser Behauptung können sich nur allzu eifrige Deutsche versteigen. Es muss beachtet werden, dass der Erzeuger der vorliegenden Gedichtsammlung, der vor Kriegsausbruch Kesselschmied war und seither als Soldat bei der winterlichen Champagne-Schlacht mitkämpfte und mitlitt, noch tief in seinem Innersten ein Ringender, Suchender ist. Er hat sich ehrlich bemüht, von